

**Zeitschrift:** Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur  
**Herausgeber:** Gesellschaft Schweizer Monatshefte  
**Band:** 36 (1956-1957)  
**Heft:** 8

**Buchbesprechung:** Bücher-Rundschau

**Autor:** [s.n.]

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 15.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# BÜCHER - RUNDSCHAU

Redaktion: Dr. F. Rieter

## Europäischer Briefwechsel

Als im Jahre 1943 im vorletzten Heft der unvergeßlichen, von *Martin Bodmer* herausgegebenen Zeitschrift *Corona* (10. Jahr, 5. Heft) Carl J. Burckhardts «Erinnerungen an Hugo von Hofmannsthal» erschienen, erfuhr auch ein weiterer Menschenkreis von einer der reinsten Freundschaften dieses Jahrhunderts. Die Zartheit und Ehrfurcht, die tiefe Einsicht und die reine Scheu, mit der *Burckhardt* von seinem Freunde, dem Dichter *Hugo von Hofmannsthal*, sprach, erinnerte uns an ähnliche Dokumente, denen wir aus der hohen deutschen Zeit, der Klassik und Romantik, begegnet waren. Und als dann im Jahre 1944 diese Erinnerungen, vermehrt um Auszüge aus Briefen Hofmannsthals an Carl J. Burckhardt in der «Sammlung Klosterberg» des Benno Schwabe Verlags in Basel erschienen, verstärkte und vertiefte sich dieser Eindruck. Der Leser dieser Briefe durfte teilhaben an einer über zehn Jahre währenden Aussprache zweier Menschen, die, obwohl sie dem Alter nach durch zwanzig Jahre voneinander getrennt waren, sich auf eine Weise nahe kamen, die für beide von schicksalhafter Bedeutung wurde.

Aus mancherlei Aufzeichnungen Hofmannsthals wissen wir, wie wichtig ihm Freundschaft mit Männern war, wie sehr er in der Begegnung mit Menschen, denen er sich aufschließen durfte, ein lebenformendes Element erblickte. Und in der Tat hatte ihm auch das Schicksal einige solcher Männer geschenkt. Im Mai 1918 hatte ihm der Tod seinen nächsten Freund: Eberhard von Bodenhausen geraubt<sup>1)</sup>. Ein gütiges Geschick schenkte ihm indessen im Winter 1918/19 wiederum einen Menschen, der ihm in den letzten schweren zehn Jahren seines Lebens so nahe kommen sollte, daß er ihn in die Tiefe seiner Seele blicken lassen durfte. Es war der damals achtundzwanzigjährige Attaché bei der Schweizer Gesandtschaft in Wien: Carl J. Burckhardt.

Der Augenblick, in dem sich die beiden Männer trafen, war der dunkelsten einer

in der neueren österreichischen Geschichte wie auch im Leben Hofmannsthals. Das alte Österreich war zusammengebrochen, in den Straßen Wiens ging der Tod um, eine Grippe riß Zehntausende von Menschen aus dem Leben. Der Zusammenbruch Österreichs bedeutete auch den Untergang von Hofmannsthals eigener Welt. Im Grunde hat er sich von diesem Schicksalsschlag nie mehr ganz erholen können. Noch während er aber zwischen den Trümmern dieser zusammengestürzten Welt verharrte, sah er neue schwere Erschütterungen heraufkommen, tragische Visionen erfüllten ihn, denen er im «Turm» Gestalt verlieh. In diese Stadt und in diese menschliche Landschaft trat Carl J. Burckhardt, der Sproß einer alten schweizerischen Familie, der Historiker und Diplomat, dessen Heimat wie eine bewahrte Insel im wildaufschäumenden Meere der Zeit lag. Burckhardt hat in diesen Wiener Jahren viel erfahren und viel gelernt. Die Begegnung mit den Geschehnissen und den Menschen, vor allem aber dem einen Menschen: dem verehrten und geliebten Dichter, hat schlummernde Kräfte in ihm aufgeweckt und ihn zu dem gemacht, der er heute ist: der Mann, der als Diplomat in schwersten Stunden Europa gedient hat, der Historiker, der mit sicherem Blick für das Wesentliche Menschen und Mächte geschaut und gestaltet hat, der Staatsmann und Mensch, dem so viele Europäer unbegrenztes Vertrauen und eine große Liebe entgegenbringen.

Man soll nicht fragen, wie eine solche Freundschaft zustande kommen kann, ob es Zufall oder tief waltendes Schicksal ist, was wesenhafte Menschen in entscheidenden Stunden ihres Lebens zusammenführt, man soll eher erkennen, daß es eben zum Leben wesentlicher Menschen gehört, daß sie sich begegnen dürfen oder begegnen müssen. Begegnungen sind notwendig. Man soll vor allem die Wirkungen solcher Begegnungen mit

Ehrfurcht und Demut erfahren. Das wollen wir auch in diesem Falle tun und wollen vor allem Carl J. Burckhardt danken, daß er uns schon jetzt seinen Briefwechsel mit Hofmannsthal vorlegt<sup>2)</sup>. Mit diesen Briefen empfangen wir ein Lebensdokument, wie wir es kaum noch zu erwarten wagten, und das in dieser so veränderten Zeit fast schon wie eine Legende erscheint. Wir dürfen Zeuge sein eines Zwiegespräches zweier außerordentlicher Menschen. Da ist zunächst das Menschliche: dieses rücksichtsvolle und zarte Sich-nahe-kommen, dieses scheue aber sichere Sichauftun der Seele, dieses klare, weitgespannte und vieles berührende Gespräch von Geist zu Geist. Man darf dabei an so große Beispiele wie die Freundschaft Schillers mit Wilhelm von Humboldt oder die Goethes mit dem Grafen Reinhard erinnern. Wie viel Güte, Trost, Ehrfurcht, Demut und Liebe zum Leben spricht aus den Briefen, wenn man sie vom Menschlichen her liest! Wie viel aber ist auch aus dem Zeitalter in sie eingegangen. Dieses ganze schwere Schicksal, das der einzelne zu tragen hatte, der Zusammensturz einer Welt und die bangen Ahnungen dessen, was kommen wird. Und da zeigt sich gerade der Jüngere der Briefschreiber, der Diplomat und der Historiker, als der Wissende. Mit angehaltenem Atem nur liest man die Briefe Burckhardts, in denen er in den zwanziger Jahren heraufkommen sieht, was wir in den dreißiger und vierziger Jahren erlebt haben und stündlich noch erleben. Es sind wahrhaft prophetische Visionen, die hier niedergelegt wurden, und es ist ergreifend zu beobachten, wie dieser junge Mensch spürt, daß zwischen dem, was in der Welt geschieht oder geschehen wird, und dem Dichter tiefe Zusammenhänge bestehen, an die er nur mit scheuen und vorsichtigen Worten zu rühren wagt. «Sie leben in ungeheurer Anspannung, die Last der Welt liegt oft auf Ihnen, und Sie halten alles in sich zusammen, was dem blind dahintreibenden Geschlecht am meisten fehlt. Sie haben eine unerschöpfliche schenkende Güte, die sorgend sich verströmt», heißt es in einem ans Herz greifenden Briefe Burckhardts vom 18. April 1929.

Wohl dominiert immer das Menschliche in diesen Briefen, aber es offenbart sich in vielerlei Gestalt im Großen wie im Kleinen, im Fernen wie im Nahen. Niemals aber berühren sie das Nur-Literarische und nie das Literatenhafte.

Wenn die Dunkelheit der Epoche wie eine schwere Wolke über vielen Briefen liegt, wenn der Schatten dieser Wolke über die Landschaften des Geistes und der Seele hinziehen, so siegt doch immer wieder das «Dennoch» und das «Trotzdem» über diese Dunkelheit. Das große Licht, ausgehend von den ewigen Gestirnen des Himmels und von denen der Erde — den Genien — hüllt diese Gespräche ein. Nicht die Verzweiflung siegt, sondern das Vertrauen. Die echten Werte werden erkannt, das wahrhaft Große gefeiert, dem Ewigen gilt die Liebe. Der Verfall wird nicht übersehen, das Niedere in Rechnung gestellt und das Gemeine erkannt. Das Zeitalter, Europa mit all seinen Kräften und Mächten, ist in diesem Briefwechsel gegenwärtig, aber es ist, wie es nicht anders sein kann und wie es sein soll, gespiegelt im Persönlichen. Das Persönliche ist gegenwärtig, so das Leben und Schaffen des Dichters und so der Weg des jungen Diplomaten und Historikers. Dort ist es das schwere Ringen mit dem großen Werk der Mannesjahre, dem «Turm», und hier ist es der keineswegs klare und sichere Weg dessen, dem frühe schon bewußt geworden ist, daß auf ihn viele große, aber immer wechselnde Aufgaben warten werden, dessen, der sich kennt, aber auch weiß, daß, nach einem geheimen Gesetz unseres Lebens wir erst in der Begegnung mit der Welt die werden, die wir werden müssen. Es ist ein Gespräch auf der Höhe des Geistes. Der Adel des Geistes und der Seele bestimmt und erfüllt es. Hier ist das gegenwärtig, was heute so selten geworden ist: Takt des Herzens und Takt des Geistes. Immer und überall ist diese Freundschaft bestimmt und beherrscht von dem Geiste einer inneren Freiheit, wie er in den Beziehungen der Menschen immer seltener wird. Damit ist der Gehalt des Briefwechsels angedeutet. Seine Haltung ist bestimmt durch die Art derer, die diese Briefe schreiben: den geistigen Adel. Die Sprache, die hier gesprochen wird, ist Ausdruck dieses Adels.

Und nun liegen diese Briefe ins Buch gebunden vor uns. Mag der eine oder der andere die Frage erheben, was sie uns denn sein können in dieser so veränderten Zeit, so wäre darauf diese Antwort zu geben: Es ziemt uns Dank und Ehrfurcht dafür, daß uns dergleichen noch gegeben ist. Verschwiegen soll nicht werden, daß beim Lesen dieser Briefe auch Wehmut und Schmerz aufsteigen im Bewußtsein dessen, was vor einem Men-

schenalter noch möglich war und was, wie es scheint, dahingegangen ist. Aber über den Schmerz möge dann doch die Dankbarkeit triumphieren, und es möge daran erinnert werden, daß der Umgang mit einem Buche wie diesem, dessen Gehalt kaum auszuschöpfen, dessen Haltung auf immer verpflichtend und dessen Form beglückend ist, erhebend und tröstlich, in einem gewissen hohen Sinne auch bildend wirkt. Das Gespräch dieser Männer, in unserem Zeitalter geführt, kann uns ein *Vorbild* sein für die Art, wie Freundschaft zu führen ist, und das Vorbild deutet zurück auf ein nicht auszulöschendes, auch in dieser Weltstunde unzerstörbares *Urbild* menschlicher Begegnung und männlicher Freundschaft. Das aber bedeutet viel, und es

sollte vor allem den Jüngeren unter uns immer wieder vor die Seele gerückt werden. Dafür danken wir aber dem uns entrückten Dichter und dem unter uns lebenden und wirkenden Menschen, dessen Freundschaft die letzten Jahre des Dichters erhellen und der vom Dichter das Höchste empfangen durfte, was der Mensch dem Menschen zu geben vermag: Liebe und Vertrauen.

Otto Heuschele

<sup>1)</sup> Vgl. dazu Otto Heuschele: «Denkmal einer großen Freundschaft», «Schweizer Monatshefte», Mainummer 1954. <sup>2)</sup> Hugo von Hofmannsthal-Carl J. Burckhardt: Briefwechsel, Verlag S. Fischer, Frankfurt a. M. 1956.

## Zur Problematik der deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert

Ganz zwanglos, ohne eine systematische oder wertende Absicht, weisen wir hier auf drei Neuerscheinungen hin, die allerdings in einem innern Zusammenhang zueinander stehen. *Wilhelm Mommsen, Stein, Ranke, Bismarck* gibt nicht etwa drei Charakterbilder in großen Strichen oder eine umfassende vergleichende Betrachtung, sondern drei Einzeluntersuchungen zur politischen Haltung der drei Männer, die in einen größern Zusammenhang, in eine «Geschichte der politischen Strömungen des 19. Jahrhunderts» gehören, wobei die «deutsche Frage» und das soziale Problem die Hauptthemen sein sollten<sup>1)</sup>. Diese Arbeiten wurden vor dem früher erschienenen und hier angezeigten Buch über «Größe und Versagen des deutschen Bürgertums. Ein Beitrag zur Geschichte der Jahre 1848—1849» geschrieben<sup>2)</sup>. Sie klären vor allem den «zeitbedingten Gebrauch der politischen Grundworte», wie Reich, Volk, Nation, Deutschland. Stein und Ranke dürfen dabei nicht als Vorläufer des Bismarck-Reiches verstanden werden. Stein schafft nicht etwa mit seinem berühmten Kaiserwort, das er fast wörtlich Johannes von Müller (Geschichte der Schweizer, I, S. 34) entnimmt, eine Brücke vom mittelalterlichen Reich zum Reich von 1871. Ranke nimmt zwar entschieden Partei für Preußen im 17. und 18. Jahrhundert, steht aber Bismarcks Reichsgründung ablehnend gegenüber. «Bismarck ist konservativer Revolutio-

när. Er schmilzt überkommene Werte in der harten Glut seiner Politik um. Ranke ist konservativ um der Erhaltung willen» (S. 173). Im Kapitel über «Bismarck und Österreich» arbeitet M. scharf die preußische Haltung des Staatsmannes heraus. Allerdings anerkennt er, daß Bismarck «die Zueiherrschafft der beiden Großmächte, in voller Gleichberechtigung und zugleich als Ausdruck der deutschen Einigkeit» «als mögliche Linie seiner Politik» gesehen habe (S. 197), betont dann aber für die Zeit seit 1867 immer stärker, daß für Bismarck Österreich nichts anderes als ein Stein im europäischen Schachbrett gewesen sei, also nicht mehr unter dem Gedanken einer gesamtdeutschen Ordnung gestanden habe. Das gelte besonders für den Zweibund von 1879, dessen Hauptziel nicht der Zusammenschluß der beiden deutschen Mächte, sondern das Dreikaiserbündnis mit Einschluß Rußlands gewesen sei. M.s Schlüsse beruhen, was für Stein und Ranke gegeben ist, mehr auf den überlieferten Aussagen als auf dem wirklichen politischen System und werden dadurch manchmal etwas zugespitzt. Ich möchte versuchen, den Akzent so zu legen: Indem Bismarck die europäische Zusammenarbeit zwischen Preußen und Österreich immer wünschte, suchte er eine Politik der europäischen Mitte zu führen, die ein Bündnis zwischen Frankreich und Rußland durch stetiges Aufrechterhalten guter Beziehungen zu Ruß-



land und England zu verhindern und damit den friedlichen Bestand der Mitte zu sichern bestrebt war. Insofern stellte er faktisch die deutsche Einigkeit wieder her, wie sie von 1813 bis 1848 unter Metternichs Führung auch bestanden hatte. Ebenso sehe ich mehr Verwandtschaft zwischen Ranke und Bismarck als M. Sie liegt einmal in der auch von M. betonten preußisch-protestantischen Einstellung. Dann war Bismarcks «Wendung nach links», 1867, die Ranke ablehnte, nicht Prinzip für Bismarck, sondern Politik, um die konservativen, partikularistischen und zentralistisch-nationalen Kräfte für die Reichsgründung unter einen Hut zu bringen. Auch Ranke betonte ja 1854 König Max von Bayern gegenüber, daß der Monarch die Mitte zwischen königlicher Gewalt und Volksvertretung halten solle. Gerade auch Bismarck verstand das Reich viel mehr als «Genossenschaft der Fürsten» wie Ranke, denn als Einheitsstaat. Ja, Ranke anerkannte, daß es für Preußen ein Bedürfnis sei, hannoveranische und hessische Gebiete zu annektieren, um Mitte und Westen zu verbinden und sich als europäische Macht behaupten zu können. Ranke hat offenbar die eigentlichen Motive Bismarcks in den Jahren des Kampfes von 1866 bis 1871 nicht gekannt.

Die *deutsche Frage* müßte eigentlich immer auch von Österreich aus gesehen werden. Darum bemüht sich *Wilhelm Schüßler* in zwei zwar durchaus persönlich gehaltenen, aber doch wesentliche historische Urteile vermittelnden Aufsätzen<sup>3</sup>). Es war für Österreich eine tiefe Tragik, 1866 aus Deutschland ausgestoßen zu werden. Die Schuld kann allerdings nicht einfach Bismarck zugeschoben werden. Schwarzenberg hatte schon 1849 gegenüber der Paulskirche einen scharfen Trennungsstrich gezogen und Buol sollte während des Krimkrieges die europäische Mittelstellung Österreichs verscherzen. Nun mußte Preußen in die Lücke treten. Franz Ferdinand sah die Nationalitätenfrage richtig, aber es war zu spät.

Das *Geheime Kriegstagebuch 1870—1871* von *Paul Bronsart von Schellendorf*, Chef der Operationsabteilung im Großen Generalstab, ist vor allem als Quelle für die kriegsgeschichtlich entscheidenden Entschlüsse und Überlegungen im Hauptquartier Moltkes und eines seiner nächsten Mitarbeiter wichtig<sup>4</sup>). Bronsart urteilt oft viel zu einseitig und zu scharf über Bismarck, dessen Einmischung in

militärische Fragen er schroff ablehnt. Bismarck schrieb am 22. November 1870 an seine Gattin, dem Generalstab sei «der Erfolg kaiserwahnsinnig in die Krone gefahren, und ich ängstige mich oft, daß diese anmaßende Selbstüberschätzung an uns noch gestraft werden wird»<sup>5</sup>). War damit auch Bronsart gemeint, der 38jährige Oberstleutnant? Seine Notizen über Bismarck und seine Haltung scheinen es zu bestätigen. Wie weit sind aber solche intimen Äußerungen Geschichte? Eberhard Kessel hat in der *Historischen Zeitschrift* vielmehr betont, daß es sich zwischen Bismarck und dem Generalstab vor Paris um persönliche, kaum sachliche Gegensätze handelte<sup>6</sup>). Die tiefere geschichtliche Antwort gibt erst *Gerhard Ritter* in seinem bedeutenden Werk über *Staatskunst und Kriegshandwerk*<sup>7</sup>).

Von vorneherein sei gesagt: Dieses Buch behandelt nicht den Militarismus als soziologisches Problem, wie wir es so gerne tun, wobei wir immer wieder weiter sagen, in Preußen sei seit Friedrich Wilhelm I. schon der Leutnant, von den zivilen Chargen aber erst der ordentliche Professor hoffähig gewesen, die Uniform sei das eigentliche Ehrenkleid gewesen und habe immer den Vorrang vor dem Zivil gehabt. Ritter will vielmehr auf Grund umfassender quellenmäßiger Forschung die Entwicklung zwischen politischem und militärischem Wollen vor allem im Kriege, im Hinblick auf den Krieg und in den Folgerungen nach dem Krieg untersuchen. Er bezeichnet als Staatskunst eine Politik, welche die Machtmittel wirklich nur als Mittel zur Begründung einer friedlichen Dauerordnung und zu ihrer Verteidigung gebraucht, und als «Militarismus» in einem engen und begrenzten Sinne eine Politik, die im Krieg einen Selbstzweck erblickt und stets auf Eroberungen ohne Grenze ausgeht. Zuerst erörtert R. die Haltung des absoluten Fürstentums und die friderizianische Machtpolitik. Sie sind nach seiner Definition nicht militaristisch, sie führen nicht Krieg um des Krieges willen, auch Friedrich der Große nicht, der den mitten im Frieden eröffneten Angriff auf das österreichische Schlesien führt, um im Kreis der europäischen Großmächte gehört zu werden, dann aber durchaus die Grenzen seiner Macht erkennt und sich daran hält. Vor allem gegen R.'s engen Begriff des «Militarismus» und gegen die Deutung der politischen Absichten der protestantischen deutschen Fürsten und vor allem der Hohenzollern

erhebt Ludwig Dehio in der Historischen Zeitschrift entschiedenen Einspruch<sup>8)</sup>). Gerade der Große Kurfürst von Brandenburg, die Könige Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. schufen sich doch ein militärisches Instrument, um durch Eroberungen ihren Staat vergrößern zu können. Sie verkörperten durch und durch den Militarismus. Demgegenüber stellt sich Walther Hubatsch in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen auf die Seite Ritters<sup>9)</sup>). Eine Besprechung von Ritters Buch muß also, wenn auch in gedrängter Kürze, in dieser Diskussion Stellung nehmen. Ob der Begriff «Militarismus» nur für eine Politik um des Krieges willen oder in einem weiteren und eher gebräuchlichen Sinne für eine intensive Entwicklung militärischer Kräfte zur Erreichung politischer Ziele gebraucht werde, steht uns völlig frei. Ritters Buch darf doch wohl nicht von einem mehr terminologischen Streit aus abgelehnt oder bejaht werden. Der Kern der Frage scheint mir in der Beurteilung der Gesamtentwicklung des brandenburgisch-preußischen Staates zu liegen. Dehio schreibt: «So tritt denn unseres Erachtens (im Buche Ritters) jene gewaltige Dynamik nicht so recht in die Erscheinung, die vor allem die Katastrophen des 20. Jahrhunderts ausgelöst, wenn auch nicht allein ermöglicht hat — nämlich jene 200jährige militaristische Politik, die einen unbekanntem Kleinstaat zur gewaltigsten Festlandsmacht emporgeführt, die der neugeformten Nation den Glauben an Rüstung, Disziplin und autoritäre Führung eingepflegt und Deutschland schließlich von dem festländischen Boden hinweg, aus dem sich die preußische Politik entwickelt hatte, in die fremdartigen ozeanischen Räume geführt hat» (HZ 180, S. 63). Dehios Auffassung dürfte die in der westlichen Welt und bei uns in der Schweiz ganz allgemein geltende sein. Hat aber nicht Dehio selbst in seinem großartigen Überblick «Gleichgewicht oder Hegemonie. Betrachtungen über ein Grundproblem der neueren Staatengeschichte» (Krefeld 1948) den für alle Mächte und ihre Außenpolitik in gleicher Weise anzuwendenden Maßstab geliefert, dessen Geltung er hier wieder ausdrücklich bestätigt? Daß nämlich gefragt werden soll, ob eine Macht einen Hegemonialkampf, einen Kampf um die Vorherrschaft über die andern, oder einen Kampf um das Gleichgewicht, die Gleichberechtigung neben den andern führe? Nun sagt Dehio, Friedrich der Große sei

eben nicht in einen Hegemonialkrieg verwickelt gewesen und habe deshalb rechtzeitig wieder, nach dem Vorstoß gegen Österreich, einhalten können (HZ 180, S. 57). Dann ergibt sich doch folgendes Bild: Die habsburgische Macht, Österreich und Spanien zusammen von Karl V. bis 1659, hatten um die Vorherrschaft gekämpft. Gegen sie hatte Frankreich von Franz I. bis Richelieu um das Gleichgewicht gerungen, bis dann Richelieu selbst diese Grenze überschritt und Frankreich den Weg zum Hegemonialkampf wies — wie klar hatte Ranke das in der französischen Geschichte gesehen —, der von Ludwig XIV. bis zum Ende Napoleons I. fortgeführt wurde, ja den Napoleon III. ohne Frage noch einmal aufzunehmen gewillt war. Im 17. Jahrhundert waren noch Spanien und Österreich die Hauptgegner, im 18. Jahrhundert Österreich und England. Brandenburg-Preußen aber suchte in Norddeutschland das Vakuum auszufüllen, in das kaiserliche, französische, schwedische und viele andere Kriegsvölker immer wieder einströmten. Friedrich der Große kämpfte um die Stellung Preußens als Großmacht dort, wo sich nur die andern Großmächte um ihren Einfluß stritten. Und schließlich war Bismarcks Kampf um die Gleichberechtigung Preußens in Deutschland ebenfalls kein Hegemonialkampf auf europäischem Boden. Wenn 1866 Preußen die Vorherrschaft in Deutschland an sich riß und Österreich aus Deutschland hinauswarf, so bedeutete das europäisch gesehen ein Vertauschen der Rollen der beiden deutschen Mächte in Mitteleuropa. Nachdem Österreich seine vermittelnde europäische Stellung 1849, 1856 und 1859 verscherzt hatte, mußte Preußen als Großmacht — als solche war es in Wien 1815 von allen ohne Abstrich anerkannt worden — in die Bresche treten, wenn überhaupt ein europäisches Staatensystem mit einer mitteleuropäischen Mitte fortbestehen und eine Aufteilung der Mitte durch Ost und West verhindert werden sollte. Erst 1914 versuchte das Deutsche Reich nochmals den Hegemonialkampf, wie ihn ein Napoleon geführt, und scheiterte eben deshalb 1918 und 1945, während Bismarck alles tat, um gerade diesen Kampf zu vermeiden. Von diesem Maßstab aus möchten wir Gerhard Ritter in der Gesamtkonzeption seines Werkes lebhaft zustimmen. Es ließe sich noch anfügen, daß im 17. und 18. Jahrhundert alle Mächte auf ihre Weise Militarismus trie-

ben — im allgemeineren Sinne des Begriffes: Ludwig XIV. in der Einführung der uniformierten Regimenter und aller heute üblichen militärischen Benennungen, im Aufbau des französischen Festungssystems, das ebensogut zur Verteidigung wie als Basis für die Angriffskriege diente, Österreich im Heerlager des Prinzen Eugen von Savoyen und des Generals Radetzky, den doch Grillparzer gefeiert, England in der Entwicklung der Flotte, die vom 17. Jahrhundert bis zum Zweiten Weltkrieg alle Meere beherrschte. Von Moskau her wuchs ebenfalls ein «unbekannter Kleinstaat» zur «gewaltigsten Festlandsmacht» empor. Die gewiß unterschiedliche Wertschätzung des Soldaten am Hof und in der Gesellschaft entscheidet nicht über die Politik, die der betreffende Staat führt. Sie aber faßt Ritter ins Auge. Nach kurzem Blick auf die «gezähmte Bellona» im Zeitalter des Rokoko schildert er die «Revolution der Kriegführung und der Kriegspolitik» durch die Französische Revolution und Napoleon und die Auseinandersetzung damit durch Clausewitz. Dann erörtert er die Spannung zwischen «Volkserhebung und Kabinettpolitik» in den Gestalten eines Gneisenau und Metternich. Nun folgen die großen, breitangelegten Kapitel zur preußischen Geschichte seit 1815, das Ringen zwischen Volksheer oder königlicher Garde, dessen Höhe-

punkt der Heereskonflikt von 1860/62 ist. In ihm sträubt sich das Bürgertum mit allen Kräften gegen das königliche Berufsheer, gegen die Idee der totalen Militarisierung. Fehler, ja Starrsinn finden sich auf beiden Seiten. Ritter betont immer wieder, wie Preußen durch die allein vom König und seinen Mitarbeitern, und zwar viel mehr vom Militärkabinett und vom Generalstab als vom verfassungsgemäß verantwortlichen Kriegsminister geleitete Armee zu einem Militärstaat wurde, im Unterschied zu den Idealen der Volkserhebung in den Befreiungskriegen, die König Wilhelm im Grunde fremd waren. So wurden die Einigungskriege nicht von einem Volksheer, «sondern von einer straff disziplinierten, durch ein vorwiegend adeliges Offizierskorps von starker innerer Geschlossenheit geführten königlichen Armee» ausgefochten. «Von wirklich allgemeiner Aushebung zum Wehrdienst, von totaler Mobilisierung des Volkes war keine Rede —» (S. 201). So nahm die Armee nun eine «Sonderstellung im Verfassungsstaat» ein (7. Kapitel). Am Militärkabinett, dessen Einflüsse Ritter auf Grund originaler Quellen neu erschließt, und am Generalstab fand selbst die starke Stellung Bismarcks eine Grenze ihrer Macht (S. 234). Und doch zeigt gerade das 8., das letzte Kapitel — in seiner Klarheit und Prägnanz ein Meisterwerk: «Moltke

1) Wilhelm Mommsen: Stein, Ranke, Bismarck, Ein Beitrag zur politischen und sozialen Bewegung des 19. Jahrhunderts. Verlag F. Bruckmann, München 1954. 2) Schweizer Monatshefte, November 1953, S. 502/503. 3) Wilhelm Schüßler: Ein Hanseat sah das alte Österreich. Südost-Forschungen, hg. von Fritz Valjavec, Band XIV, München 1955. Wilhelm Schüßler: Österreich und der Südosten in der deutschen Geschichte. Ostdeutsche Wissenschaft, Jahrbuch des Ostdeutschen Kulturrates, Band II, München 1955. 4) Paul Bronsart von Schellendorf: Geheimes Kriegstagebuch 1870—1871. Unter Mitwirkung von Theodor Michaux hg. von Peter Rassow. Athenäum-Verlag, Bonn 1954. Eine vortreffliche Einleitung von Rassow und laufende Anmerkungen von Michaux bilden eine wertvolle Hilfe zum Verständnis des musterhaft edierten Textes. 5) Fürst Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin, hg. vom Fürsten Herbert

Bismarck, 5. Aufl. Stuttgart und Berlin 1916, S. 561. Jetzt auch in: Bismarck-Briefe, ausgewählt und eingeleitet von Hans Rothfels, Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen 1955, S. 365/66. 6) Eberhard Kessel: Bismarck und die «Halbgötter», Zu dem Tagebuch von Paul Bronsart von Schellendorf. Historische Zeitschrift, Band 181, S. 249 ff., München 1956. 7) Gerhard Ritter: Staatskunst und Kriegshandwerk. Das Problem des «Militarismus» in Deutschland. Erster Band: Die altpreußische Tradition (1740 bis 1890). Verlag R. Oldenbourg, München 1954. 8) Ludwig Dehio: Um den deutschen Militarismus, Bemerkungen zu G. Ritters Buch «Staatskunst und Staatsräson (sic statt Kriegshandwerk) — das Problem des ‚Militarismus‘ in Deutschland». Historische Zeitschrift, Band 180, S. 43—64, München 1955. 9) Walther Hubatsch, Gerhard Ritter, Staatskunst und Kriegshandwerk, usw. Göttingische Gelehrte Anzeigen, 210. Jahrgang, Nr. 1/2, S. 70—84, Göttingen 1956.



und Bismarck — Strategie und Politik», daß das militärische Denken in der Leitung der Politik des preußischen Staates eben gerade nicht den Ausschlag gab. Hier blieb die Führung stets, allerdings nicht ohne Kampf, in der Hand des verantwortlichen Staatsmannes. Großartig schildert Ritter die Persönlichkeiten, ihre Auffassung vom Kriege, ihre politische Haltung und ihren Konflikt. In voller Übersicht über die vielschichtigen Quellen klärt Ritter die Art des Konfliktes auf und führt ihn auf das wirkliche Maß zurück. Moltke glaubte den Krieg ausschließlich nach strategischen Gesichtspunkten bis zum Siege durchführen zu können. Bismarck mußte darum ringen, daß das militärische Geschehen von Tag zu Tag doch immer nur Instrument der Politik blieb und nicht dem Staatsmann das Erreichen des politischen Zieles erschwerte. So zuletzt vor Paris bei der Kapitulation, bei der Moltke wie Bismarck zugleich den Frieden erzwingen wollte, ersterer aber durch Bedingungen, die dem Feinde eine Fortführung des

Krieges unmöglich machten, letzterer durch goldene Brücken, die zu einem tragbaren Frieden führten. Die Militärs glaubten nun, wie Bronsart leidenschaftlich aufgezeichnet, der «Zivilist in Kürassieruniform» raube ihnen die Früchte des Sieges. Moltke gab militärisch vor Paris nach, Bismarck verlangte auf Wunsch der Militärs die Festung Metz. Der letzte Abschnitt des Kapitels: «Die Haltung Bismarcks: Der Krieg als Hilfsmittel verantwortlicher Staatskunst» sollte endlich aller Welt die Augen öffnen, wie fern dieser Staatsmann einem kämpferisch-kriegerischen Treiben um seiner selbst willen stand und mit welchem Ernst er immer wieder darum rang, daß Preußen und Deutschland die Grenzen ihrer Macht nicht überschritten, und wie er bis zuletzt an dem einen Ziel festhielt, gerade durch die starke Macht der Mitte den europäischen Frieden zu erhalten.

Mit größter Spannung erwarten wir den II. Band des so grundlegenden Werkes von Gerhard Ritter.

*Leonhard von Muralt*

## Der Rechtsstatus des Malteser-Ritter-Ordens

Man könnte eine imposante Bibliothek aus Büchern zusammenstellen, welche seit Jahrhunderten dem Souveränen Malteser-Ritter-Orden gewidmet sind, und doch leistet die Arbeit *Hafkemeyers* einen bedeutenden Beitrag zur Definition der völkerrechtlichen Stellung des Ordens<sup>1)</sup>. Diese ist deshalb interessant, weil der 1048 im Heiligen Lande gegründete Orden heute noch, wie der die Katholische Kirche repräsentierende Heilige Stuhl, unabhängig vom Besitz eines Territoriums als Völkerrechtssubjekt anerkannt wird.

Hafkemeyer hat die sekundäre Bedeutung der Herrschaft über Rhodos (1309—1522) und über Malta (1530—1798) für die Rechtsstellung des Ordens überzeugend nachgewiesen. Diese ist vielmehr mit seiner internationalen Aufgabe auf dem Gebiete der Krankenpflege — zu welcher sich in den Jahrhunderten der Inselherrschaft der Schutz der Freiheit des Mittelmeeres gesellte (der Orden besaß die stärkste Flotte in diesen Gewässern) — aufs engste verknüpft. Es sind die Internationalität und die immerwährende Neutralität, welche den Orden seit jeher befähigten, seine humanitäre Aufgabe zu er-

füllen. Sie wurde dann größtenteils vom Roten Kreuz übernommen, nachdem der Orden am Ende des 18. Jahrhunderts, infolge des Verlustes seiner meisten Güter in Europa, die Tätigkeit radikal einschränken mußte. Heute, nachdem einige internationale Organisationen entstanden sind, welche ebenfalls Völkerrechtssubjekte sind, ist unter den Völkerrechtlern das Interesse für den Orden gewachsen. Es gibt auch Anzeichen, die dafür sprechen, daß seine karitative Tätigkeit im Aufschwung begriffen ist. Diese Tatsache hat zur Folge, daß bereits wieder 20 Staaten ständigen diplomatischen Verkehr mit dem Orden pflegen, wobei er in 13 Hauptstädten durch seine Gesandten vertreten ist. Die von ihm ausgestellten Pässe werden auch von den übrigen Staaten anerkannt. — Der exterritoriale Hauptsitz des Ordens befindet sich im Palazzo Malta in Rom.

*Christoph Górski*

<sup>1)</sup> Georg Bernhard Hafkemeyer, Der Rechtsstatus des Souveränen Malteser-Ritter-Ordens als Völkerrechtssubjekt ohne Gebietshoheit. Verlag Fritz Dröge, Schötmar 1955.